

(Nachdruck verboten.)

## 26] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

So kam der Erhard auch in die Mühle. Schon seit längerer Zeit erzählten sie sich in Gutenberg, dort bete man die Morgengebete so laut, daß man's kilometerweit hallen und schallen höre. Die Müllerleute sagten aber, dies sei eine Lüge und die geschwollenen Köpfe kämen vom Luftzug, der so scharf um die Mühle gehe. Die Frau besonders beteuerte immer ihre feine Bildung. War sie doch in einer „Pension“ im Welschen gewesen, und wer's nicht glaube, könne ihr usw. Die Gesellen aber, die jedesmal mit dem Monde ihre Gesichter wechselten, meinten, das Weib sei der Teufel. Einer sagte zwar, wenn der Müller, der kein armer Teufel sei, sondern ein Esel, einmal kurzen Prozeß machen und beweisen würde, daß nicht die Frau der Mann ihres Gatten wär', dann hätte er Ruhe. Da auch der Erhard diese Redensarten kannte, und der Müller ein Freund des alten Bürgermeister's war, und deshalb für den eintrat und gegen den Schlüsselwirt wetterte, machte sich der seinen eigenen Vers aus dem Gerede. Der Erhard wartete einen guten Wind ab, und als eines Sonntag-abends die beiden Müllerburschen im Schlüssel geradezu anarchistisch über ihren Meister, das heißt die Müllerin, redeten, beschloß er am Montag sein Heil zu versuchen.

Am Montag, als der Schlüsselwirt zur Mühle kam, hörte er schon von weitem Gallo und Krakeel als Grüßgott. „Aha“, dachte er und lief wie ein Gase, um ja noch die Sternschnuppen zu sehen, wenn's an das Hauen kam.

Und als er in die Stube trat, da kam er gerade recht, um hören und sehen zu können, wie der eine Müllerknecht von seiner Meisterin eine auf das Mundwerk bekam. Der Bursche schlug wieder, und da sich der Müller und der zweite Gehilfe dreinmengen, ging's wie Infanterieschnellfeuer, Klatsch-Klatsch-Klatsch. Der Erhard ergötzte sich an dem Familienbild und überlegte, welcher Teil wohl am schlimmsten wegtäme.

Und während er so dastand, wälzten sich die vier Leute in trautem Verein näher heran, und als der Erhard ausweichen wollte, stand er mit dem Rücken an der Wand und bekam als treuer Genosse und fünfter im Bunde gleiche Münze links und rechts und rechts und links. Da der Erhard kein schwacher Mann war, teilte er wieder aus, was er bekam, und versuchte sich Luft zu machen. Dazu schrie er wie ein Löwe. Da fuhren die Kämpfer auseinander und schauten verwundert auf den Erhard.

Der hob seinen Hut vom Boden auf und wollte eben Grüßgott sagen, als die Müllerin sich auf einen Stuhl setzte und nach dem Doktor schrie. Die zarte Frau litt an Herzkrämpfen, und der Doktor behauptete, diese kämen ihrem Temperament nicht zuflatten.

Wiemögl die Frau schrie, stand der Erhard platt da und machte Augen wie ein Frosch, der von einem Auto überfahren wurde. Der Müller aber redete seinen Burschen ins Gewissen und erklärte „schäbig“. Und der eine Bursche las vom Boden unverzagt sein zer Schlagenes falsches Gebiß zusammen, von dem sich jeder Bahn der eigenen Freiheit erfreute. Der andere Bursche aber hielt seinem Meister Widerpart im Dialog und legte dem auseinander, daß er schon weit in der Welt herumgekommen sei, aber so was noch nie erlebt habe. Dazu schrie die Frau nach dem Doktor und der zahnstuchende Bursche hing in tiefer Behmut seiner eigenen Beträchtung nach, rechnete aus, wieviel diese Entladung von vierwöchentlichem aufgeseicherten Groll koste an barem Geld, außer der zeitweiligen Einbuße an Schönheit.

Die Frau aber schien eine Heidenangst zu haben. Auch schienen ihre Schmerzen nicht klein zu sein. Dafür schrie sie aber mit der Energie eines Phonographen, der eine Feder von zehn Pferdekraften hat, unvermindert nach dem Doktor. Es schien, dem Müller ginge die Sehnsucht, die sich in solchen Tönen kundgab nach einem anderen Mann, zu weit. Er fuhr die Frau ungeduldig an:

„So sei doch endlich still, die Magd ist ja schon lange zum Doktor gelaufen!“

Und als der Müllerbursche seinen letzten Bahn bei den übrigen in der Hosentasche veremigt und der Müller F.A. bis

ins reine auseinandergesetzt hatte und wieder zusammen, kam der Doktor.

Die Frau gefiel ihm auf den ersten Blick nicht am besten. Rasch holte er seine Spritze aus der Tasche und sog Kampferöl darein auf. Dazu schaute er sich im Zimmer um und meinte ganz gemächlich:

„Wer nichts zu tun hat außer dem Müller hier, soll machen, daß er rauskommt!“

„Sauptreiß!“ murmelte der Erhard und drückte sich.

Aber draußen setzte er sich auf die Bank und wartete. Er wollte das Feld doch noch behaupten. So rasch schiefen die Preußen auch nicht in Gutenberg, dachte er.

Und zudem war hier ein Pressen für gute Freunde.

Hier konnte er sich im rechten Lichte zeigen und einen guten Freund gewinnen. Drin aber in der Stube stand es um die Frau nicht gerade am besten. Sie war jetzt ganz stille geworden, und da sie den Doktor nicht von ihrer „Pension“ überzeugen wollte, fürchtete er das schlimmste. Die Magd brachten die Frau ins Bett, und der Doktor verordnete, was er für das Beste hielt. Als er draußen den Erhard sitzen sah, ging er ohne zu grüßen weg. Denn er konnte den Wirt nicht ausstehen.

Der Erhard droh da mit dem Müller das Stroh der Freundschaft und versicherte ihn seines Schweigens. Und dann legte er ganz sachte seine eigene Geistesgröße dem Müller an das Herz, sowie die Vorzüge der alleinseligmachenden Partei. Und der Müller begriff nun zur Genüge, daß er am Messer stehe, und fraß die aufgewärmte Suppe der Freundschaft mit zugekniffenen Augen und sanerjüchem Gesicht in sich hinein. So wurde auch dieser Wackere als rüstiger Sturmgänger dem schwarzen Chor frömmelnder Stimmbiecher einverleibt mit Haut und Haar und Schwarzenmaggen.

Drin aber lag die Müllerin ganz stille. Und als sie nachmittags immer noch so stille dalag, ging die Magd sachte an das Bett. Dann schrie sie auf, rannte hinaus und jammerte: „Gerrje, die Frau ist kalt wie Eis!“

### Durch Kämpfe mit Fackelzug und Ohrfeigen zur Bürgermeisterwahl.

Der Polizeidiener, der jedesmal seine Macht von ferne übte, sobald es gefährlich wurde, und der nur die Lahm oder gar tot Gefallenen arrelierte, kam am Abend in das Waldhüterhaus. Mit militärischer Würze und Kürze, bewußt seines Wertes, übergab er dem Findling eine Amtsvorladung. Dann machte er fecht und zog ab, nur sein Schatten, das heißt ein Dunst von Hefenschnaps, verblieb noch eine Weile.

Der Findling war zur vorgezeichneten Zeit im Nebenstädtchen auf dem Amte. Der Amtmann ließ ihn sofort bei sich eintreten. Einige andere Herren waren noch im Amtszimmer, und alle schauten neugierig auf den Findling, ungefähr mit dem Ausdruck im Gesicht, der sich zeigt, wenn man einem recht absonderlichen Tier gegenübersteht. Der Amtmann knisterte mit einem Bündel Papiere, dann zog er eines heraus und verlas des schon längst verstorbenen Altenberger Herrn Vermächtnis, soweit dieses den Findling anging.

Zuerst war der Findling verwundert, und dann war er verwirrt, und am Ende wußte er überhaupt nicht mehr, wie ihm geschah. Auf Verlangen des Amtmanns unterschrieb er ein Papier und ließ sich die Hand schütteln und drücken und gratulieren. Dann ging er benommen weg.

Wenn er richtig gehört hatte, war der Meierhof jetzt sein Eigentum. Der Meierhof, der schönste Hof am Gutenberg herum. Der Dächensrit, seiner Liebsten schwerreicher Großvater, hatte bis er starb den Hof vom Altenberger Herrn gepachtet gehabt. Und sagten nicht alle Leute, der Dächensrit hätte als armer Knecht angefangen, mit dem bekannten Taschentuch, in dem seine Habe eingewickelt war? Der Meierhof war nun ihm, dem armen Findling, dem sie den Namen unbekannt gegeben. Aber was hatte der Amtmann noch verlesen? So lange sollte dieser Hof dem Findling zum Eigentum sein, solange der für sich selbst bestehen könne und niemand zu lieb oder unrecht täte. Sollte da der Amtmann nicht zu gefügt: „Aber darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, das ist eine Schulle des alten Herrn, weiter nichts, hat keinen rechtlichen Boden, absolut nicht, der Hof ist Ihnen und bleibt Ihnen, und damit basta!“

Das war ja richtig. Wer wollte ihm sagen: „Jetzt ist der Hof verloren?“ Wer? Gar niemand, dummes Zeug! Und was hatte der Fremde alles gesagt, und warum hatte dessen Freund den Hof vermach? Nur darum, weil sie die Hoffnung hatten, ein rechter Mensch würde recht tun. Und wo waren die Lichter, die der Fremde im Gemüte des armen Knaben angezündet hatte, und wohin fielen die Schatten dieser Lichter? Wer also könnte aussagen gegen dich, wenn du einmal nicht nach dem Rechte tätest, Findling?

Sagte dies der Altenberger Herr oder der Fremde gesagt? Rein, das Gewissen hatte dieses gefragt.

Und da mußte der Findling, daß er tun würde und tun mußte, was er für recht hielt, und daß er, wenn er dieses versäumte, hintreten würde und sagen: „Nimm alles, was Du mir gibst, ich habe nicht recht getan!“ Denn die Stimme sprach, die sein verstorbener Lehrer, der Fremde, in ihm geweckt hatte, die Stimme des Rechts, nach der das Gewissen zur Plage und Pein erwacht und ruhelos macht.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von des Findlings Glück, und mit diesem Lauffeuer wuchsen auch des Durichen Tugenden. Und die Liebe, die jedemann zu dem reichen Findling hegte, wurde geradezu beängstigend.

Darum sagte der Seppetoni in seiner tief ergründenden Sprache:

„Das ist allemal so und nichts darüber zu sagen, und jeder von uns weiß, daß die Kuh auf der Weide gerade die Matte am besten mistet, von der sie am besten frißt, vor lauter Liebe natürlich.“

Der Findling aber wurde seit jenem Tage selten mehr geseh'n. Auch im Schlüssel fand man ihn nicht. Und früher war er doch jeden Abend dort geseh'n. Die Madlen war dafür noch hochmütiger als sonst. Alles das fanden die Mädchen heraus, die ungefähr alt genug zu einer guten Partie — wie man das reiche Heiraten in Gutenburg nannte — waren.

„Man hätte glauben können, dort käme jetzt nichts so rasch, wie das Heiraten der beiden, und jetzt scheint's aus zu sein.“ Diese mehr boshafte als wehmütig gemeinte Rechnung stellten wiederum mehr vom zarten, als vom starken Geschlechte.

Aber daß die Madlen nachts ganz jämmerlich weinte und heulte, wußte niemand von den bösen Mäulern. Und das war ganz gut, denn die Freude wäre sonst noch viel größer gewesen.

Nur die Freundin der Madlen, der Liesl ihre Tochter, aß diese Suppe nicht so heiß wie die anderen Leute. Und als der armen Madlen ein Herztöcklein nach dem anderen das Leben schwer machte, nahm die Freundin sie in die Arme, und da ging dann der Platzregen los wie ein Wolfenbruch. Und als der Himmel wieder blau war, wenn's im Herzlein auch noch dunkelte, da sagte die Freundin:

„Sei nur ruhig, Madlen, er kommt schon wieder!“

Wie die Hoffnung da aus der Madlen Augen ausleuchtet! Aber die Liebe sieht in solchen Fällen immer trübe und düster, darum fragte die verliebte Maid ängstlich:

„Ja, und wenn er aber nicht kommt?“

Da machte die Freundin ein ernstes Gesicht, aber der Schalk saß ihr im Gemüte. Sie wiegte den Kopf bedächtig hin und her und sagte langsam und wichtig:

„Ja dann — ja dann — ja, wenn er nicht kommt, ja weißt Du, was wir dann machen? Dann gehen halt wir zu ihm.“

Und sie küßte die Madlen flüchtig und brachte mit ihren Redereien zum mindesten ein kleines bißchen Sonnenschein zustande, das ungefähr soviel Licht hatte, wie ein Kerzenstümpfen, das jeden Augenblick abschnappen will.

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Bücherchau.

Die wichtigste Erscheinung auf dem diesjährigen naturwissenschaftlichen Büchermarkt ist zweifellos die Neuauflage von Brehms Tierleben. Bereits bei Ausgabe des ersten, die Strauße, Tauchvögel, Pinguine, Sturmvögel, Fische, Gänse und Raubbögel behandelnden Bandes haben wir an dieser Stelle eine eingehende Würdigung des ganzen Unternehmens gegeben. Inzwischen sind nun noch zwei weitere Bände der Abteilung „Vögel“ erschienen, die unsere damaligen lebendigen Ausführungen durchaus rechtfertigen. Auch diese Bände, welche die Steißhühner, Hühner-  
vögel, Kraniche, Regenpfeifer-  
vögel und Kukade sowie Papageien

und Raubbögel umfassen, sind auf Grund der von dem leider zu früh verstorbenen William Marshall hinterlassenen Manuskripte von Friedrich Hempelmann und Otto zur Straßene Neubearbeitet. Wie schon aus der Aufzählung des Inhaltes hervorgeht, ist entsprechend den Fortschritten unserer Forschung in den letzten Jahrzehnten, seit Herausgabe der vorigen Auflage der systematische Aufbau ein gänzlich anderer geworden. Auch sonst zeigen diese Bände tiefgreifende Durcharbeitung und sorgfältige Berücksichtigung aller neuer Ergebnisse. So finden wir auch zahlreiche neue Arten aufgenommen, über die der alte Brehm nur unzulängliche oder auch gar keine Angaben enthält. Das zeigt sich z. B. gleich bei der Familie der Wallnister, die die durch ihre einzigartige Brutpflege so interessantem Großfußhühner, Buschhühner, Hammerhühner usw. umfaßt. Diese Tiere haben sich nämlich von der lästigen Pflicht des Brütens emanzipiert. Sie verscharren ihre Eier in großen, selbst aufgeworfenen Komposthaufen und überlassen das Ausbrüten der sich in dem Haufen bildenden Gärungswärme. In neuerer Zeit sind wir über die Lebensgewohnheiten der Wallnister, besonders durch die eingehenden Beobachtungen Le Souéfs sehr genau unterrichtet. Doch das ist nur ein Beispiel, dem sich zahlreiche andere an die Seite stellen lassen. Die zum großen Teil ganz prächtigen Abbildungen dieses Bandes sind zur überwiegenden Zahl von Wilhelm Kühnert auf Grund jahrelanger sorgfältiger Studien in freier Natur, zoologischen Gärten und eigens zu diesem Zweck unternommenen Expeditionen gemalt. Außerdem finden wir gut beobachtete Tafeln von W. Heubach, Kreischmer u. a. Auch die Naturphotographie hat zahlreiche schöne und instruktive Aufnahmen geliefert. Ich möchte hier nur die schönen Aufnahmen eines Schimmerkolibri, vom Wiedehopf, verschiedener Fasanen und Hühnerarten oder von Brutkolonien von Kummern und anderen Wasservögeln hervorheben. Daneben sind allerdings auch manche der alten Müllerschen, Spechtischen usw. Holzschnitte übernommen, die aus dem Rahmen des übrigen Abbildungsmaterials etwas herausfallen. Dem einzelnen wird leider der hohe Preis — das auf 13 Bände angelegte Werk wird komplett, in Halbleder gebunden, 156 M. kosten — die Anschaffung verbieten, aber wenigstens sollte der neue Brehm in keiner Arbeiterbibliothek fehlen, denn er ist ein Volksbuch im besten und höchsten Sinne des Wortes.

Als eine wertvolle Ergänzung zum Brehm ist 1910 von Richard Hesse und Franz Döflein ein auf zwei Lexikonbände berechnetes Werk „Tierbau und Tierleben“ erschienen. Der erste von Hesse bearbeitete Band hat den „Tierkörper als selbständigen Organismus“ zum Inhalt. Durch zahlreiche instruktive Zeichnungen und Abbildungen erläutert, werden zuerst die allgemeinen Kriterien des Lebens und die Lebensbedingungen behandelt. Dann folgt eine kurze Einführung in die Abstammungslehre. Weiterhin wird die „Statistik und Mechanik des Tierkörpers“, „Der Stoffwechsel und seine Organe“, die Erscheinungen der „Fortpflanzung und Vererbung“ und „Nervensystem und Sinnesorgane“ behandelt. Den Beschluß des ersten Bandes bilden sehr interessante Ausführungen über die Arbeitsteilung im Tierkörper, die Bindung der Teile zum Ganzen und die Anpassung der Teile aneinander. Der zweite von Döflein bearbeitete Band, der hoffentlich nicht mehr so lange auf sich warten läßt, soll das Verhalten der Tiere zueinander und ihre Stellung in der umgebenden Natur zum Thema haben. Wenn man das Buch auch nicht in dem geläufigen Sinne als populär bezeichnen kann, und wenn es auch nicht immer eine leichte Lektüre ist, so kann es doch jeder, dank seiner sehr klaren und ausführlichen Darstellungsweise, mit einiger Aufmerksamkeit verstehen. Jedenfalls lohnt sich die auf das Studium verwandte Mühe, denn der Wissensstoff, den dieser Band bewältigt, ist geradezu erstaunlich. Man glaubt es dem Verfasser gerne, daß in diesen Blättern die Frucht einer siebenjährigen intensiven Arbeit steht. Leider steht auch hier wieder der hohe Preis von 20 M. für den Band einer weiten und allgemeinen Verbreitung entgegen.

Auch von dem im Verlage von A. Voigtländer in Leipzig herauskommenden Werke „Lebensbilder aus der Tierwelt“, herausgegeben von G. Meerwarth, ist soeben wieder ein neuer Band der Abteilung „Vögel“ erschienen. Was diesem Werke für den Naturfreund und Forscher einen ganz eigenartigen Reiz verleiht, ist die einzigartige Illustration, die ausschließlich auf Grund photographischer Naturaufnahmen hergestellt ist. Hier zeigt es sich so recht deutlich, welche gewaltigen Fortschritte die „Jagd mit der Camera“ in den letzten Jahren gemacht hat. Hier lernt man die Tiere wirklich kennen in ihrem natürlichen Gehäusen in freier Landschaft. Diese Abbildungen sind Natururkunden im höchsten Sinne des Wortes, deren Wert von Jahr zu Jahr steigt, je mehr viele der auf die photographische Platte gebannten Arten der menschlichen Kultur weichen müssen. Wir beobachten hier auf zahlreichen Bildern, wie der Fischadler oder Goldadler sein Nest baut, für die heranwachsende Brut sorgt, sich im übermütigen Spiel mit seinen Artgenossen in der Luft tummelt. Wir belauschen das Brutgeschäft von Reihern, Tauben, Eulen und Singvögeln, sehen die jungen, eben ausgeschlüpften Tiere ihre hungrigen Häse emporreden. Eine andere Bilderreihe gibt uns Einblick in das Leben und Treiben der verschiedensten Mövenarten aus unmittelbarer Nähe beobachten wir die elterliche Fürsorge des scheuen Würgers; so zieht vom Kolibri bis zum gemeinen Sperling, vom wohlbekannteren Storch bis zum seltenen Schwarzhalstaucher ein gutes Stück Vogel-  
leben in bunten Bildern an unserm staunenden Auge vorüber

Einige Bilder zeigen auch den Photographen selbst bei der Arbeit, wie er in schwindelnder Höhe auf schwanker Baumkrone die Jagdbeute für seine Camera beschießt. Doch es ist nicht möglich, der reichen Fülle des Inhaltes auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Erwähnen möchte ich nur, daß auch die textlichen Ausführungen von G. Löbns, M. Braeh, C. Soffel und anderen von feiner und liebevoller Naturbeobachtung zeugen; einen zu streng wissenschaftlichen Maßstab wird man ja hier, wo das Schwergewicht so durchaus auf den Abbildungen ruht, nicht anlegen. Auf eine systematische Anordnung mußte naturgemäß, sollte das Prinzip der Naturaufnahmen nicht durchbrochen werden, verzichtet werden. Der Preis des Bandes (geb. 12 M., geb. 14 M.) ist, in Anbetracht des Gebotenen, niedrig zu nennen.

Doch auch für den Weihnachtstisch hat dieses Jahr dem Naturfreunde wieder eine ganze Anzahl prächtiger Sachen besichert. Für den billigen Preis von 3,00 M. hat Francé in dem Verlage von Ulstein u. Co. unter dem Titel die „Welt der Pflanze“ eine mit vielen Abbildungen gezielte vollstündliche Botanik herausgegeben. Wenn einen einerseits der prächtige, anschauliche Stil der Darstellung gefangen nimmt, so beeinträchtigt leider der etwas einseitige psychobiologische Standpunkt des Verfassers den Genuß. Immerhin kann man das Buch empfehlen, nur ist bei der theoretischen Ausführungen des Werkes einige Kritik geboten. Vor allen Dingen muß hervorgehoben werden, daß Francés Auffassung von dem „Seelenleben“ der Pflanzen von den meisten Biologen nicht geteilt wird. Gerade die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Tierpsychologie haben gezeigt, daß man auch den Tieren im allgemeinen mit Unrecht viel zu hohe seelische Fähigkeiten zugesprochen hat. Manche oft recht komplizierte und scheinbar sorgfältige Uebersetzung voraussetzende Handlungen niederer Tiere lassen sich als einfache physikalisch-chemische Reaktionen auf bestimmte äußere Reize erweisen. Wer sich mit den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete vertraut machen will, sei auf das im Verlage von Th. Thomas erschienene kleine Werk von G. Bohn „Die Entstehung des Denkvermögens“ hingewiesen (Preis 2,00 M.), das eine sehr gute Einführung in das Gebiet der Tierpsychologie bietet.

Ein reizend ausgestattetes und auch inhaltlich sehr glückliches botanisches Werk brachte unlängst der Verlag von Quelle u. Meyer heraus: Georg Borgis' „Lebensfragen aus der heimischen Pflanzenwelt“. Unter den Haupttiteln „Frühlingszauber“, „Aus des Sommers Fülle“ und „Herbststimmung“ werden in anziehender, leichtverständlicher Sprache eine Anzahl wichtiger botanischer Probleme erörtert und dem Leser nahegebracht. Die Ausstattung des Wertes verdient uneingeschränktes Lob. (Preis 7,20 M.) In dem gleichen Verlag sind ferner in der von R. Höller und G. Ulmer herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Bibliothek“ mehrere recht empfehlenswerte Bücher erschienen. Ich nenne hier nur das hübsche Büchlein von Prof. Alwin Voigt: „Unsere Singvögel“, das als erste Einführung vielen von Nutzen sein kann, und ferner eine von E. Neulauf verfaßte kurze Anleitung zum Studium der „mikroskopischen Kleinwelt unserer Gewässer“. Generell möchte ich hier auch noch gleich auf die Veröffentlichungen der Deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft hinweisen, die auch in diesem Jahre zu sehr geringen Preisen verschiedene sehr empfehlenswerte Schriften und Bücher herausgebracht hat. Als letzte Veröffentlichung sei hier hervorgehoben Geheimrat Wilhelm Ostwald „Die Mühle des Lebens“. In vorbildlich klarer Sprache behandelt hier der berühmte Leipziger Chemiker die physikalisch-chemischen Grundlagen der Lebensvorgänge. (Preis 1,00 M.) Ebenfalls sei hier auf die von Francé redigierte, von der D. N.-G. herausgegebene „Natur-Bibliothek“ hingewiesen, die für den geringen Preis von 0,25 M. für die Nummer gediegene Ausgaben berühmter älterer naturwissenschaftlicher Werke bringt. So sind im Rahmen der Sammlung bisher z. B. erschienen: Humboldt „Kosmos“, Kobmüller „Süßwasseraquarium“, ferner von dem gleichen Verfasser die „Flora im Winterkleide“, Verleisch „Die Alpen in Natur und Lebensbildern“ und viele andere mehr. Den Schmetterlingsfammeln wird Berges „Kleines Schmetterlingsbuch für Knaben“ in der Bearbeitung von Professor Dr. G. Rebel (Preis 5,40 M.) willkommen sein. Die sauber ausgeführten Abbildungen und der zuverlässige Text machen das Buch sehr brauchbar.

In ferne Zonen, in die Wunderwelt Tehlons, führt uns ein kleines, soeben im Verlage von Wilhelm Engelmann erschienenes Werk des bekannten Freiburger Zoologen Konrad Günther „Einführung in die Tropenwelt“, das jedem Naturfreunde empfohlen werden kann. (Preis geb. 4,80 M.) Es ist eine Freude, unter so sachkundiger Leitung diese Reise mitzumachen und in buntem Wechsel die tropischen Landschaftsbilder mit ihren eigenartigen Bewohnern und ihrer fremden Tierwelt an dem geistigen Auge vorüberziehen sehen zu lassen. Man wird das Büchlein nicht ohne reiche Anregung aus der Hand legen. Auch dieses Werkchen ist mit zahlreichen Photographien geschmückt.

Für unsere Kleinen ist warm die vom Verlage G. Gedenius in Halle herausgegebene Sammlung „Kinderaugen in der Natur“ zu empfehlen. Vor uns liegen drei der schmucken, mit hübschen Bildtafeln gezierten Heftchen: „Aus dem Leben der Insekten“, „Aus dem Leben unserer Vögel“ und „Bäume und Sträucher“. Dem Blumenfreunde hat dieses Jahr die dritte ver-

besserte Auflage von Max Hessdörffers „Anleitung zur Blumenpflege im Hause“ besichert. (Verlag R. Parey, Preis 4,00 M.) Hessdörffer versteht es, wirklich praktische und befolgbare Anweisungen zu erteilen, auf Grund deren jeder seine Pflinglinge sachgemäß und erfolgversprechend behandeln kann. Durch zahlreiche schöne Abbildungen bereichert, wird diese neue Auflage sich rasch zahlreiche weitere Freunde erwerben.

Den Aquarienfreund und Fischzüchter möchte ich gleich noch auf Brüning „Ichthyologische Handlexikon“ aufmerksam machen. Das kleine Büchlein gibt in alphabetischer Anordnung eine nahezu vollständige Aufzählung aller in Betracht kommender Aquarienfische nebst einer knappen Beschreibung. Außerdem wird das Bestimmen durch zahlreiche, zum großen Teil photographische Abbildungen sehr erleichtert. Ein sehr empfehlenswertes Büchlein. (Verlag J. J. Weber, Preis 2,50 M.)

Auch das Gebiet des Tierromans hat in diesem Jahr durch die Herausgabe der zweiten Auflage eines anziehenden kleinen Wertes „Gern Grillens Taten und Fahrten zu Wasser und zu Land“, dem Französischen des Dr. Ernest Candès nachgezählt von Prof. Dr. William Marshall, eine wertvolle Bereicherung erfahren.

## Zensurblüten.

Die schönsten Leistungen auf dem Gebiete der Theaterzensur hat wohl Oesterreich aufzuweisen. Da Wien frühzeitig eine der größten Theaterstädte wurde, darf man sich nicht wundern, daß schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts Verordnungen herauskamen, die den Reid jedes preussischen Zensur erwecken müssen. Bis in die Regierzeit der Maria Theresia hinein war das Theater fast ausschließlich ein Fuzplatz geweien, auf dem es sehr wüst berging. Maria Theresia räumte damit auf — aus welchen Ursachen, soll hier nicht untersucht werden — und erließ am 11. Februar 1752 folgende Verordnung:

„Die Komödie soll keine anderen Kompositionen spielen als die aus dem französisch oder wälisch (italienisch) oder spanisch Theatri herkommen, alle hiesigen Kompositionen von Bernardon (einem Stegreiffchaufpieler) und anderen völlig aufzuheben, wenn aber einige gute doch wären von Weiskern sollten sie ehender (vorher) genau durchgelesen werden und keine equivoque (zweideutige) noch schmutzige Worte darinnen gestattet werden, auch denen Komödianten ohne Strafe nicht erlaubt sein, sie selber zu gebrauchen.“

Joseph II. konnte in seinem Kampfe gegen den übermächtigen Alerus auch die Bühne wohl gebrauchen, die er daher nach Kräften förderte. Nur freilich dauerte seine Herrlichkeit nicht lange und außerdem mußte er fürchten, mit allzu großer Liberalität den Akt, auf dem er selber saß, abzusagen. 1770 verordnete er also, der Zensur dürfe kein Stück zulassen, das gegen Staat, Religion, Sitte wäre. Diese Bestimmung war aber noch zu dehnbar, und so heißt es 1778 in dem Organisationsstatut, das für die Annahme von Stücken genaue Vorschriften gab, man solle darauf achten, daß der Geschmack nicht durch Mißgeburten schwankend gemacht werde, und solle kein Stück annehmen, „das dem System (der Regierung) widerspräche“. Nach Josephs Tode begann mit den Wirkungen der großen Revolution jene Reaktionsperiode, die in der Folgezeit durch die Napoleonischen Kriege und ihre verheerende Wirkung genährt wurde und im System Metternich noch jahrzehntelang ihre Orgien feierte. Die Zensurkommission von 1801 verbot rund 2500 Bücher. Das Theater, auf dem Shakespear, Lessing, Schiller, Goethe usw. entweder gar nicht oder nur mit fürchterlichen Verstümmelungen gespielt werden durften, wurde wieder zum bloßen Bergnügungsort.

Wie ein Autor sagt, der an das moderne Preußen sicher nicht gedacht hat, aber sehr wohl hätte denken können: „Denn die Zensurpolizei sauberte nur nach politischen Kühnheiten in den Bühnentexten und ließ die Foten passieren.“

Der erste Zensur jener Zeit, Gägelin, legte 1795 seine Erfahrungen — er hatte damals schon 25 Jahre lang amtiert — in einer großen Denkschrift nieder. Nach welcher Methode er zu Wertungen, mögen einige Proben zeigen:

„In Rabale und Liebe befindet sich eine fürstliche Maitresse; dieser Charakter ist anstößig, also das ganze Stück nicht zulässig, außer das vittiose wurde weggeschafft. Man gab ehemals vor, daß es auf den vorigen wirttenbergischen Hof anspielte . . .“

Zu beobachten, daß keine Gegenstände auf das Theater gebracht werden dürfen, die lediglich und unmittelbar die Religion betreffen . . . Von der türkischen und heidnischen Religion werden bekanntermaßen Derwische, Kalender (Kalenter, eine Art Derwische), Opferpriester und dergleichen ohne Anstand aufgeführt; nur ist darauf zu sehen, daß ihre Handlungen und Worte durch Analogie keine Satire auf die christliche Geisteslichkeit werden. . . Die Diskussionen über Rechte des römischen Hofes und der weltlichen Fürsten, oder über die ultramontanischen Grundsätze würden ebenfalls anstößig sein, wenn sie dramatisch behandelt würden.

Theoretische Irrtümer wider die natürliche oder christliche Religion, das ist die burgesführten Charaktere von Atheisten, Freigeistern, Freidenkern, Deisten, oder auch von Irreligiösen, Abergern, Selten, wie sie immer Namen haben mögen, können sie in dieser ihrer Eigenschaft aufs Theater gebracht werden, wenn sie nämlich ihre Meinungen zum Gegenstand ihrer Handlungen machen. Juden als Regozianten (Händler) oder Quäde, als glatte steife Kerle werden ohne

### Demonstration.

**Gräu'ling der Tag.** Ein Nebel schob die fahlen Fäden ins Schneelicht. Tag schlich scheues Schweigen. Die Schwingen hob nur bange Erwartung: Was bringt der Tag? Was bringt die Stunde? Was wird geschehn? Die Gassen lagen so still, so leer . . . Da schwirrt eine Kunde: sie lauschen und spähn . . . Das gleiche, geheime Wahlrecht her!

**Der Tag steigt höher.** Schneenebel brau'n. Das Schweigen zerflattert. Ein Zug zieht heran: Gewaltige Massen von Männern und Frau. Die nehmen die Stunde in ihren Bann . . . Sie zeigen, wie groß der Entrechteten Schar, wie endlos der Ausgestoßenen Heer . . . Nicht länger darf's bleiben, so wie es war: Das gleiche, geheime Wahlrecht her!

**Fahl glimmt die Stunde;** doch Sonne zwingt den feinen Goldstrahl durchs Nebeluch. Durch Straßen und Mähe sich's schiebt und drängt: auf tausend Lippen Verwünschung und Fluch! Horch: Murren umbrandet grollend-vernorn den Zug . . . Ihre Tritte dröhnen schwer . . . Und ihnen zu Häupten flattert ein Born: Das gleiche, geheime Wahlrecht her!

**Sie schreiten durch Nebel und Wintertag** dahin: Eine ungezählte Nacht! Sie schreiten wehrlos: „Nun komme, was mag, wir halten für unser Menschenrecht Wacht! Wir bitten nicht groß und wir betteln auch nicht, wir fordern es laut und schweigen nicht mehr, bis Ihr's uns gegeben nach Recht und nach Pflicht!“ — Das gleiche, geheime Wahlrecht her!

(Aus Ludwig Lessens neuer Gedichtsammlung: Aus Tag und Nacht. Verlag der Buchhandlung Vorwärts. Preis 1,50 M.)

### Kleines Feuilleton.

#### Aus dem Tierleben.

**Die siebzehnjährige Zifade.** Es gibt mehr als ein Insekt, das eine erstaunlich lange Zeit zu seiner Entwicklung braucht und daher in denkbar härtestem Gegenlatz zu solchen Geschöpfen steht, die man als Eintagsfliegen zu bezeichnen pflegt. Am berühmtesten ist in dieser Hinsicht die Larve des Maulwürfers, der berühmte Engerling, der in manchen Gegenden vier Jahre in der Erde sein nichtnützliches Dasein treibt, ehe er sich in einen Käfer verwandelt, um seine Untaten oberirdisch fortzusetzen. Aber auch der Maulwürfer hält in der Dauer seiner Entwicklung noch nicht den Rekord unter den Insekten. Dieser muß vielmehr einem Vertreter der Birnen oder Zifaden zuerkannt werden, der daher auch von der Wissenschaft einen darauf hindeutenden Namen erhalten hat. Sie heißt nämlich Cicada oder Tibioina (eigentlich Flötenbläserin) septendecim, zu Deutsch die Siebzehnzifade. Ihre Larve hält sich nämlich bis zu siebzehn Jahren in der Erde auf. Allerdings ist diese Frist ähnlich wie beim Engerling verschieden lange, und ihre Dauer scheint mit klimatischen Verhältnissen zusammen zu kommen. In den Vereinigten Staaten beispielsweise braucht sie im Norden ihre vollen siebzehn Jahre, in den südlichen Gebieten dagegen nur dreizehn Jahre für ihren unterirdischen Aufenthalt. Ist sie dadurch für die Wissenschaft eine große Wertwürdigkeit, so befißt sie andererseits einen ähnlich schlechten Ruf wie der Engerling, da die Larven den Wäurern der Gärten und Wälder Schaden tun. Vielfach werden diese Insekten übrigens vom Volk mit Heuschrecken verwechselt, natürlich nur im ausgewachsenen Zustand, in dem sie sich des Tageslichts erfreuen. Sie legen ihre Eier auf Baumzweige, wo sich auch die Larven zunächst entwickeln. Diese lassen sich dann einfach zu Boden fallen, graben sich ein und ruten sich um die Wurzeln zusammen, denen sie nun bis auf den Saft zu Leibe gehen. Im Gegensatz zu der außerordentlich langen Zeit des eigentlichen Larvenzustandes nimmt die Verpuppung nur wenige Tage in Anspruch. Das junge Insekt, das die Puppe verlassen hat, gräbt sich dann durch einen Gang nach der Erdoberfläche durch, streift seine letzten Häute ab und begibt sich auf den Flug. Es ist nun ein recht ansehnliches und leicht erkennbares Tier mit einem glänzenden schwarzen Körper.

Anstößig aufgeführt, wenn ihre Handlung sonst zulässig ist und ihre Religionstheorie nicht zum Gegenstand gemacht worden ist. . . .

Daß der Tod Cäsars, daß der Römer Brutus, die Verjagung des Königs Tarquinius und dergleichen Stoffe dermal nicht zulässig seien, versteht sich von selbst. Es können auch keine Begebenheiten aus der Geschichte des Erzhauses aufgeführt werden, deren Ausschlag diesen Regenten nachteilig war. Zum Beispiel die Empörung der Ghibellinen, die sich dem österreichischen Scepter entzogen hat; item der Schweizerheld Wilhelm Tell, item die Rebellion der vereinigten Niederlande. . . .

Der geistliche Stand darf schon gar nicht auf dem Theater berührt werden, wenn er auch tugendhaft geschildert werden sollte. . . . Nach diesem ist der Militärstand besonders zu schonen, damit keine entehrende Handlung oder Kritik auf diesen angeerbten Stand, dessen delikatesse Seite das point d'honneur (Ehrenpunkt) ist, gewälzt werde. . . .

Die Gesetzgebung eines Staates oder dessen bestehende Gesetze können überhaupt in keinem Stoffe mit Tadel aufgeführt werden. Zum Beispiel ist dem Staate an der Erhaltung rechtmäßiger Ehren viel gelegen; philosophische Winkeln können also niemals den Stoff ausführbarer Stücke ausmachen, besonders wenn sie als gegründet in dem Naturrechte approbiert (gebilligt) würden. . . .

Personen männlichen Geschlechts können der Tugend Säckelchen legen, Versuche und sträfliche Anträge machen; allein ein Frauenzimmer (das Wort ist hier im Sprachgebrauch der Zeit ohne verächtliche Bedeutung) kann nie, wäre es auch nur zum Scheine, einwilligen. . . .

Die Zensur hat auch darauf zu sehen, daß nie zwei verliebte Personen miteinander vom Theater (von der Bühne) abtreten. . . . Charaktere von Ehebrecherinnen können ebensowenig aufs Theater gebracht werden. . . .

Der Doktor Faust vom Weidmann ist auch von darum ausstößig, weil der Engel, der darin vorkommt, viel weniger Verdienst in seinen Reden wider den Verfälscher zeigt, als Mephistopheles, der viel mehr Witz in seinen Gegengründen für das Laster zeigt.

Außerordentliche Flüche und Verwünschungen müssen entweder vermieden oder gemildert werden. Solche Flüche finden sich in Schillers „Räubern“ häufig. Die Fluchwörter Morbio, Saderment usw. sind nicht zu dulden. Ausrufe, die in den Liturgischen Kirchengebete fallen, müssen entweder unterlassen oder verbessert werden, als z. B. allmächtiger ewiger Gott! Bobei dem Zuhörer gleich auch die Fortsetzung des Kirchengebets: Himmlischer Vater usw. einfallen laß. . . . Die Ausdrücke: Hörner tragen, aufsehen usw. sind nicht zu dulden; es heißt dafür: den Mann betrügen, die Treue verletzen usw. . . . Die Ausdrücke: Tyrann, Tyrannie, Despotismus, Unterdrückung der Untergebenen müssen auf dem Theater so viel wie möglich vermieden werden. Z. B. kam es in einem Stücke vor, daß Aberglaube und Despotismus jemanden zu einem Schritte verleitet hätten; dafür wurde gesetzt: Irrwahn und willkürliche Gewalt usw., und die Stelle verlor dadurch das Auffallende. . . .

Von dem Worte „Aufklärung“ ist auf dem Theater ebensowenig Erwähnung zu machen, als von der Freiheit und Gleichheit. . . . Sowie Hägeln.

Solche Auziosa lesen sich heute sehr ergötlich, sie zeigen aber, was für ein bitter ernstes Ding es um das Leben und Schaffen eines Dramatikers damals war. Und nicht nur der Dramatiker hatte darunter zu leiden. Der österreichische Historiker Gormayr schreibt 1826 in einem Briefe, es sei noch eine der geringsten Leistungen der Wiener Zensur: daß Volk ein so durch und durch anstößiger (gedächter) Ausdruck ist, daß auch in meinem streng wissenschaftlichen Archiv Land-Volk überall gestrichen und durch Land-Leute ersetzt wurde, — statt Gott Himmel, und ein andermal wieder statt Himmel Gott; statt schöne Mädchen äußerst sinnreich Bauer-n-mädchen. Regierungsrat Hägeln korrigierte als Zensur immer: ein schlauer Luchs anstatt schlauer Fuchs, und in Theaterstücken statt: sie fällt in Ohnmacht — ihr wird nicht gut. . . . Natürlich lachte das Publikum nun gerade bei jeder zensurirten Stelle, deren wirklichen Wortlaut es ja meist kannte. Derselbe Gormayr, der auch einmal Zensur war, erzählt in seinen Lebenserinnerungen aus den Befreiungskriegen: „Otto von Wittelsbach, Hamlet, Macbeth, Richard II. und Richard III., König Johann und Heinrich VI. durften nicht erscheinen, damit die menschlichen Gewohnheitsregeln sich nicht etwa in der Zerstreung an Absehung und Ermordung von Kaisern und Königen gewöhnten. König Lear, damit man nicht glaube, die Fürsten vorlären im Unglück den Kopf; Maria Stuart war eine Anspielung auf Marie Antoinette; Eginont, Piesco, Tell, Ballenstein provozirten Revolutionen; militärische Meuterei, der Kaufmann von Venedig aber einen Hepp-Hepp-Tumult.“

Bei alledem ist zu bedenken, daß der einzelne Zensur als solcher auch in damaliger Zeit zweifellos kaum für seine Taten verantwortlich gemacht werden kann. Hat doch Schreyvogel seine ganze bürgerliche Erfahrung aufs Spiel gesetzt, indem er als Zensur ein antikirchliches Gedicht Grillparzers passiren ließ, das schwereren Anstoß erregte. Gleichwohl ist man berechtigt, von dem System Hägeln zu reden, so gut wie von dem System Jagow. Denn sind die Volkstroker nicht die Kleinmüthigen, so sind sie doch auch nicht schuldlos, sondern als Mitschuldige werden sie der verdienten Heiterkeit späterer Geschlechter überliefert.